

Vorstand des Pfarrgemeinderates, in dem auftauchende Probleme im kleinen Kreis besprochen werden. Dieses bewegliche Organ ist verhältnismäßig rasch einsetzbar und kann wichtige Vorarbeiten für die Pfarrgemeinderatssitzung leisten.

Eine demokratisch strukturierte Gemeinde braucht unbedingt *hauptamtliche Mitarbeiter*. In St. Martin sind dies: eine Sekretärin, eine Jugendleiterin, eine Sozialschwester, eine Mesnerin und – was nicht zu übersehen ist – eine Raumpflegerin.

Demokratie in einer kirchlichen Gemeinschaft wird immer etwas anderes sein als Demokratie im Staat, in einer Partei oder in irgendwelchen Gremien oder Gruppen. Das Amt, die weltweite kirchliche Organisation, die Lehre, das alles gibt eine eigene Situation. Zu bedenken ist aber, daß die Menschen unserer Zeit in einer demokratischen Gesellschaft leben und sie nur dann in der Kirche eine Heimat finden können, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben wird, in zeitgemäßer Weise mitzuarbeiten und Verantwortung zu übernehmen.

Die Menschen in der Pfarre haben sich an die demokratische Lebensweise in St. Martin nicht nur gewöhnt, die Eigenverantwortlichkeit wirkt ansteckend, und so fühlen sich viele zu „St. Martin“ gehörig, ohne das bewußt vollzogen zu haben. Das pfarrliche Leben ist entklerikalisiert, was jedoch nicht gleichzeitig Substanzverlust bedeutet.

3. Chancen und Probleme des nebenamtlichen Pfarrers

Der Priester selber hat seine Aufgabe als Liturge, Gemeindeleiter und Lehrer insofern sehr ernst zu nehmen, als er sich auf diesen Gebieten immer wieder fortbildet. Die Gemeinde muß einsehen lernen, daß der Priester nur dann etwas bieten kann, wenn er systematisch weiterarbeitet. Selbstverständlich muß die Gemeinde von dieser Tätigkeit in der Verkündigung auch etwas merken. Sie wird ihm aber letztlich diese Tätigkeit mehr honorieren als seine Flucht in Verwaltungsarbeit oder Leutseligkeit.

Nachteile bestehen vor allem darin, daß der Pfarrer persönlich sehr wenige Kontakte zur Bevölkerung hat. Er wird vielfach immer noch als „der“ Repräsentant der Kirche und

der konkreten Gemeinde angesehen. Das könnte eine neue Form des Klerikalismus heraufbeschwören, insofern der Geistliche in der Öffentlichkeit nur bei gottesdienstlichen Funktionen auftritt und dadurch „entrückt“ wird. Der „kleine Mann“ kommt zu kurz, das System hebt den Tüchtigen empor. Größte Schwierigkeiten ergeben sich auch im Kontakt mit den „Auswahlchristen“, die einen Zeremonienmeister und einen entsprechenden Rahmen für ihre Taufen und Hochzeiten suchen. Der Priester, der für die Menschen da ist, sich mit ihnen auseinandersetzt, sich ihrer in Ruhe widmen kann, ist eine Vertrauensperson, die so gut wie unersetzlich ist.

Aus ähnlichen Erfahrungen, wie sie Pfarrer Neundorfer in Nürnberg gemacht hat, sehe daher auch ich mich genötigt, einem hauptamtlichen Pfarrer Platz zu machen.

Walter Sauer

Der Austausch von Initiativen zur „offenen Gemeinde“

Für die Erneuerung der Kirche sind mitentscheidend die Initiativen, die auf Gemeindeebene entstehen. Die Jahresversammlung 1974 der Arbeitsgemeinschaft von Priester- und Solidaritätsgruppen (APG) in der BRD auf der Burg Rothenfels war dem Erfahrungsaustausch über solche Gemeinden gewidmet. Im folgenden bringen wir einige dort gegebene Anregungen. red

Die über 70 Tagungsteilnehmer aus mehreren Ländern versuchten ihre bisherigen Erfahrungen bei ihren Bemühungen um die Bildung lebendiger Gemeinden auszutauschen und so reflektieren. Als Grundlage der Überlegungen dienten der Fastenhirtenbrief 1974 des Limburger Bischofs Wilhelm Kempf „Gemeinden von heute – Gemeinden für morgen“ sowie das Memorandum des Bensberger Kreises „Offene Gemeinde“. „Gemeinsames Christsein stellt eine ursprüngliche Lebensweise dar, die aus der Orientierung an Jesus Christus hervorgeht. Diese Lebensweise ist ein vorläufiger Versuch und ein Modell des zukünftigen Zusammenlebens der Men-

schen überhaupt. Durch die Entwicklung positiver Alternativen menschlichen Zusammenlebens und Handelns in den verschiedensten Lebensbereichen und durch die wenigstens anfängliche und bruchstückhafte Verwirklichung solcher Alternativen tragen christliche Gruppen dazu bei, die bereits im Leben Jesu angebrochene Zukunft für alle glaubwürdig zu repräsentieren¹.

Zunächst stand ein informierender Überblick über einige dieser Versuche auf dem Programm: Vertreter von Gemeinden oder Basisgruppen berichteten über ihre Motivationen, Lebensformen und Erfahrungen in mehr oder weniger traditionellen, mehr oder weniger institutionalisierten, mehr oder weniger engagierten Gemeinschaften: neue Formen des Pfarrlebens in einer Frankfurter Neubausiedlung wurden ebenso vorgestellt wie ein von der Pfarre Mühlheim (Ruhrgebiet) ins Leben gerufenes Projekt der Altenhilfe und Altenpastoral, Modelle von Jugendgruppen und Wohngemeinschaften ebenso wie eine durch Abspaltung vom Mutterhaus entstandene ordensähnliche Vereinigung in Mainz oder die offene Gemeinde Krefeld. Jan Ruyter referierte über neue Entwicklungen in seiner Kritischen Gemeinde Ymond (KGY) in Holland², die vom Episkopat als erste holländische Basisgemeinde (Mai 1974) anerkannt wurde. Während Marie Veit einen historischen Rückblick über die Kölner Gruppe des politischen Nachtgebets gab, schilderte Dorothee Sölle Bildung, Zielsetzung und Arbeitsweise der „Christen für den Sozialismus“. Ferdinand Kerstiens (Münster) berichtete über die Lage der Studentengemeinden als Beispiele für Personalgemeinden. Ihre Situation sei bestimmt durch die Situation der Großuniversität (Anonymität, zunehmende Verschulung, Leistungsdruck), die Situation der Kirche (weniger Interesse an der Amtskirche, mehr an der eigenen christlichen Praxis) und die Situation der Gesellschaft überhaupt (kein Getto möglich). Von daher ergebe sich in der Praxis oft das Problem, die Offenheit gegenüber nicht engagierten oder auch anders-

gläubigen Studenten mit der traditionellen Vorstellung einer spezifisch christlichen Gemeinde in Einklang zu bringen.

Gemeinschaft, Feier, soziales Engagement – mit diesen Stichworten könnte man wohl die Grundtendenzen aller vorgestellten Modelle umreißen. Es zeigte sich deutlich, wie sehr im christlichen Raum das Bedürfnis nach neuen, alternativen Lebensformen zur herrschenden Konsum- und Leistungsgesellschaft, nach neuen Wohn- und Kommunikationsmöglichkeiten, nach neuen Modellen der Nächstenliebe besteht. Sicher sind viele Probleme hier noch ungelöst: der Stellenwert von Meditation und Frömmigkeit; Fehlen der Arbeiter- oder Bauernschaft bei solchen Gruppen; Mangel an Gesellschaftsanalyse, an Reflexion über die die Gemeinde tragenden ökonomischen, politischen und kulturellen Verhältnisse und ihre inhumane Eigendynamik³.

Arno Jenemann

Didaktik der Predigt und Predigtausbildung

Zur 12. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Homiletiker

Der folgende Bericht beschränkt sich auf solche Ergebnisse der Homiletiker-Tagung, die für die Aus- und Weiterbildung wie auch für die Praxis des einzelnen Predigers von Interesse sind. red

„Didaktik der Predigt“ wird häufig auf eines ihrer Probleme verkürzt: auf das methodische Vorgehen. Demgegenüber war es das Anliegen der letzten Jahrestagung der Homiletiker, die Bedingungen der Vermittlung des Wortes Gottes in einer spezifisch kirchlichen Redeform gerade nicht in Reduktion auf Methodik zu reflektieren (wie muß ich predigen, um die größte Wirkung zu erzielen?), sondern unter Einbeziehung der Frage nach den Verkündigungsinhalten, ihrer Auswahl und Angemessenheit in bezug auf die Hörsituation. Entsprechend diesem Verständnis

³ Einen ersten Anstoß in dieser Richtung bildeten die Referate und Diskussionen auf dem Kongreß europäischer Priestergruppen in Lyon (November 1973), dessen Materialien als Sondernummer der in Trier erscheinenden Zeitschrift „imprimatur“ veröffentlicht wurden.

¹ Bensberger Memorandum „Offene Gemeinde“, Teil III. Vgl. auch W. Weymann-Weyhe (Hg.), Offene Kirche. Analysen zur Situation – Modelle zur Praxis, Düsseldorf 1974.

² Vgl. die ungedruckte Dissertation von J. Friebe, Pilgerndes Gottesvolk. Eine pastoraltheologische Untersuchung in der kritischen Gemeinde Ymond, Nijmegen 1973.